

Unterhaltungs-Blatt

als

Beilage zur Preßburger Zeitung No. 73.

Freitag den 14. September 1821.

Die Macht der Musik.

(Eingesandt.)

Bezaubernd und himmelanhebend sind die harmonischen Töne der Musik. Sie vermögen das menschliche Gemüth in eine Stimmung der tiefsten Trauer und der höchsten Wonne zu versetzen. Gegen den hinreißenden Strom ihrer Macht vermag nichts, selbst die äußerste Unkündigkeit des schrecklichsten Affectes, der sich mit der Schnellkraft eines Blitzes bestrebt, den Sterblichen in die Abgründe seines größten Verderbens zu stürzen, er steht entwaffnet, erstaunt und gelassen wie ein Kind von der Sanftmuth angelächelt da, wenn das süße Schmelzen eines harmonischen Einklanges das Feuer seiner hochauflodenden Gluth umzittert.

Wer die Wunderwirkungen der Musik gehörig aufzufassen fähig ist, wird sich auch sehr leicht die, in das Gewand der Allegorie eingehüllten Nachrichten von den Wundern erklären können, die Orpheus einst mit seiner süßtönenden Zither, vorzüglich bei dem Versuche der Befreiung seiner geliebten Euridice in Hades, hervorgezaubert hat. Wie dort die Töne der Zither alles zum Frieden, Erstaunen und Weichen gebracht hatten, so festen einst

die Sülzlänge einer Violine, in der Werkstätte eines Londoner Schneiders, das ganze Personale in die wunderbarste Bewegung.

Es hatte einst ein Schneider in London die Hände vollauf mit Verfertigung mehrerer Trauerkleider zu thun gehabt, die bis zu einem gewissen Termin bereit seyn mußten. Der Zeitpunkt, mit welchem die Kleider fertig und genäht seyn sollten, rückte schnell heran, allein mit der Ausfertigung derselben hatte es einen fatalen Schnecken- gang, der dem Meister viele Galle machte. Seine Gesellen schwangen nicht sark genug die Nadel. Und wo steckte denn der Fehler? — Er lag in dem Gesange eines gewissen Liedes, das mit den Worten Rule Britannia anfängt und das eine sehr traurige, schleppende, den Geist in Melancholie versenkende, Melodie hat. Die Langsamkeit und Schwermüthigkeit dieser Note machte auch die Gesellen langsam und schwerfällig zur Arbeit. So oft nun der eine oder der andere von den Nähcompagnionen sein langsam und schwer trabendes Rule Britannia anstimmte, so fielen die übrigen auch nach Gesellensitte in den Gesang mit ein, und wie die Töne ihrem Munde sich langsam und schleppend entwanden, so waren auch die Stiche mit der Nadel langsam und schleppend. Lange blieb aber der Grund von der Saumseligkeit der Gesellen dem wackern Director der Kleidermacherwerkstätte nicht ein Geheimniß, denn mit beiden Händen vermochte er bald die fatale Einwirkung des Rule Britannia auf ihr Gemüth und die Energie ihres Arbeitseifers zu greifen. Er dachte daher auf ein kräftig wirkendes Mittel, um diesem Übel in seiner Werkstätte abzuhelpen und bei seinen Arbeitern mehr Fleiß und

Eifer hervorzubringen. Zu diesem Ende berief er einen blinden Musikanten, der die Violine musterhaft zu spielen verstand. Dieser mußte nun, während die Gesellen ihr gewöhnliches Rule Britannia absangen, die anmuthigsten Allegro's aufspielen. Der nachdenkende, besorgte Schneider hatte glücklich das echte Antidotum gegen das langsame Nähen seiner Gesellen erfunden. Die Macht der Musik war stärker, als die des Gesanges. Die Gesellen vermochten ihr Rule Britannia nimmermehr gehörig zu singen. Denn da der gedungene Fiedler unaufhörlich die lustigsten Stückchen aufspielte, mußten sie nothgedrungen in die Tacte der schreienden Geige trillernd mit einstimmen, und so geschah es, daß, wie der Geiger schnell auf seiner Geige fiedelte, die Gesellen auch, eins auf das andere hurtig nacheinander nähten. Die Behendigkeit des Fingers, mit dem der Violinist die Töne seinem Instrumente entlockte, theilte sich auf den Wegen der Sympathie den Fingern der Gesellen mit und sie arbeiteten, in die lustigste Gemüthsstimmung versetzt, eines schnell hin. Je fröhlicher sie waren, desto schneller ging ihnen auch die Arbeit aus der Hand. Nachdem nun der Schneidermeister auf diese Art seinen Endzweck bei der Anfrischung seiner Gesellen erreicht hat, so waren auch die bestellten Trauergewänder richtig zur bestimmten Zeit und Stunde fertig.

J. M.

Das stumme Kind.

Es nähret Mutter, Weib und Kind,
Der Fischer Hall mit Sorgen,

Denn alles, was er heut gewinnt,
 Begehrt die Noth schon morgen.
 Jetzt drückt des Weibes thät'ge Hand
 Er schnell im engen Garten
 Und eilt zum Kahn, bei Sonnenbrand,
 Des kargen Glücks zu warten.

Sein Knabe, der am Strande harrt,
 Läßt nach ihm Küsse schweben,
 Doch lautlos nur, den Sprache ward
 Dem Armen nicht gegeben.
 Drum blickt auch jetzt zum Himmelsdom
 Der Vater wehmuthbange,
 Das Knäblein spielt und fern im Strom
 Singt Hall zu gutem Fange.

„Gebieten kann der Fischersmann
 „Wohin sein Kahn geschwommen,
 „Hier ist mein Reich, drum werden gleich
 „Die guten Fischlein kommen!
 „Bis in den Tod darf bei Gebot
 „Der Unterthan nicht rechten,
 „Drum Fischlein wild, drum Fischlein mild!
 „Laßt in das Garn euch flechten.“

Oft leer zur heißundampften Fluth
 Hat er sein Netz gewunden,
 Die Fischlein zwingt Gewittergluth
 In Tiefen kühl zu grunden.
 Und wetterkündend raset schon
 Der Wind in Wirbeltänzen

Und heult zu fernem Donnerton
Von mächt'gen Wolkentränzen.

Nicht beutelos darf Hall nach Haus,
Ob sich Entsetzen thürmen,
Er schleudert starr die Neze aus,
Gewinn sich zu erstürmen;
Doch schnell erlischt des Tages Schein,
Empörte Fluthen bäumen
Und greifen frei ins Land hinein
Mit raubendem Zerschäumen.

Wie Hall erschauernd ringt und rafft,
Daß er sich noch errettet,
Eh' ungezähmte Wogenkraft
Im Wasserschlund ihm bettet,
Da ahnt, weil schwer daß Netz sich wiegt,
Er froh; das Unglück weiche;
„Erbarmen, Gott!“ das Netz umschmiegt
Des eignen Kindes Leiche.

Und wieder tönt in dumpfer Hast:
„Erbarmen, Gott, Erbarmen!
„Denn deines Zornes Höllelast,
„Zermalnet ja mich Armen.
„Hätt' ich's verdient mit schwerer Schuld,
„Muß solche Qual sie enden,
„Drum hoff' ich: meines Gottes Huld
„Wird hier noch Hülfe senden.“

Dem Sturm entronnen, flieht durchgraüt
Er zu der Hütte Stufen

Und hört der Mutter Jammerlaut
Erschöpft das Kind errufen;
Da, mit des Glaubens frommen Muth,
Drängt in die todte Hülle
Er aus des Herzens Liebegluth
Des Vaterathems Fülle.

„Erwache, Sohn! Schon hört ich noch'
„Der Mutter Tritte schalten!“
Und freundlich auf der Knabe sah
Und „Vater“ kann er lassen;
Die Angst, als ihn die Fluth entnahm,
Zerriß der Sprache Banden;
So ist aus ungeheurem Gram
Die schönste Freud' erstanden.

Und „liebe Mutter! grüßt das Kind,
Als näher sie erscheint;
Und wie die Sorg' in Luft verrinnt,
Da sinkt sie hin und weinet.
Und Alle rufen fest umarmt:
„Des Menschen Schatz ist Glaube!
„O Gott, der du dich mild erbarmt,
„Wie beten an ihm Staube!“

Z a r t h e i t.

Die Kunst, auf eine zarte Weise zu geben, ist nicht so leicht, als wohl viele glauben mögen, und mancher edle Unglückliche wird durch die Art, womit man ihm Hilfe bietet, oft schmerzlicher verwundet, als durch sein Unglück selbst.

„— Die Thräne trocknet, doch es bricht das Herz.“
Auch die Gabe, solche Geschenke, die uns Pflicht oder Ehrgefühl verbieten anzunehmen, mit Schonung abzulehnen, gehört zu den seltenen, bewundernswerthen. Ein Beispiel von dieser gibt der bekannte Zug jenes trefflichen Rechtsgelehrten Alighieri, der strengste Rechtlichkeit mit höchster Zartheit zu vereinen wußte.

Ein reicher Großer, in dessen Rechtshandel Alighieri zum Richter gesetzt war, sandt ihm, seine Gunst zu gewinnen, ein Duzend köstlich gearbeiteter silberner Weinflaschen zu; der unbestechbare Alighieri ließ sie mit seinen köstlichen Weinen füllen, und sandte sie mit den Worten zurück: Er nehme sich die Freiheit, dem Marchese einige Proben von seinem besten Weine zu übersenden. —

Von jenem edlen Zartgefühl, das alles Drückende von einer Wohlthat hinweg nimmt, bietet das Betragen des menschenfreundlichen Generals ein schönes Beispiel dar, der einen sehr armen und höchst verdienstvollen Offizier seines Kürassierregiments zu unterstützen wünschte, und gleichwohl dessen äußerst verletzbares Ehrgefühl kannte. Er wußte, daß der Tapfere, er, der an Tagen des Gefechts es allen Andern zuvorthat, sich doch mit einem sehr geringen Pferde hin helfen mußte; er ließ ihn eines Tages zum Mittagmahle einladen, und während gegen das Ende der Tafel der Wein und das heitre Gespräch eine größere Traulichkeit herbeigeführt hatten, fing er auf einmal freundlich an: Ach Lieber* * * Sie könnten mir einen Gefallen thun! — Ihre Falbe wäre gerade ein Pferd für mich! In meinen Jahren ist ein so sanftes Thier weit brauchbarer als ein wilder Araberschimmel. — Tauschten Sie wohl mit mir?

Auf diese Weise sah sich der arme Krieger, der nur aus dankbarer Freude erröthete, durch den Besitz eines so herrlichen Pferdes überrascht, als er es nie zu wünschen gewagt hätte; und nur seine freie unauslöschliche Dankbarkeit bot dem edeln Wohlthäter einen seiner würdigen Kaufpreis.

Eine ähnliche — seelenvolle Zartheit bewies eine geistreiche französische Dame der vorigen Zeit. Sie wurde von einem höchst genialen jungen Akademiker angebetet, der durch seine außerordentlichen Talente oft unverhältnißmäßig große Summen einnahm, allein nicht das Talent besaß, weise damit Haus zu halten, und dann immer wieder in drückenden Mangel gerieth. An unmittelbare Unterstützung war von Seiten der Marquise eben so wenig zu denken, als an unmittelbare Verbesserung seiner geringen Wirthlichkeit. Nur unbemerkt, einer schützenden Gottheit gleich, hatte sie ein wachendes Auge über seine ganzen Verhältnisse; und wenn sie wußte, daß eben eine recht reichschwellende Fluth der Einnahme bei ihm eingetreten war, so ließ sie ihn rufen, und redete ihn im Tone dringender Eile an: Ach lieber St. Germain ich bin eben jetzt in einer peinlichen Verlegenheit; — können Sie mir nicht mit so und so viel Louisd'or aushelfen?

Sie forderte dann mindestens die Hälfte der von ihm eingenommenen Summe. Entzückt flog der Liebende, ihr das Verlangte zu bringen. — Wenn dann die Zeit der Ebbe wieder in seiner Kasse eintrat, so gab sie ihm die wohlverwahrte Summe oft unbemerkt verstärkt zurück, und würzte sie noch durch den zarten Ausdruck von Dank, den sie, wie sie behauptete, ihm für seine Aushülfe schuldig sey.